

Quelle: Höpflinger, François (2016) Familien und familiale Beziehungen – integrative und produktive Leistungen, in: Caritas Schweiz, Sozialalmanach 2016 ‚Familie ist kein Luxus‘, Luzern: Caritas-Verlag: 119-135.

François Höpflinger

Familien und familiale Beziehungen – integrative und produktive Leistungen

Vorbemerkungen und Einleitung

Aufgaben und Leistungen von Familien werden gesellschaftlich kontrovers wahrgenommen und bewertet. Die gesellschaftlichen Diskussionen bewegen sich zwischen einer Idealisierung der Familie oder bestimmter Formen von Familien (als Kern der Gesellschaft) bis hin zur Betonung familialer Probleme oder eines Zerfalls familialer Solidarität. Auch wissenschaftliche Diskurse zu Familien sind nie wertneutral, sondern eng verbunden mit jeweiligen sozialen Theorien. Deshalb ergeben sich immer wieder neue Auseinandersetzungen darüber, was Familien leisten sollten und was sie tatsächlich leisten.

Wenn im folgenden Beitrag familiale Leistungen analysiert werden, ist es bei diesem Thema sinnvoll von folgenden Grundsätzen auszugehen:

Erstens sind Art und Qualität familialer Beziehungen in heutigen Gesellschaften wichtiger als die rechtliche Form einer Familie. Deshalb stehen in diesem Beitrag familiale Beziehungen in ihrer unterschiedlichen Art und Weise im Zentrum. Dabei geht es nicht allein um kernfamiliale Beziehungen (Partnerbeziehungen, Eltern-Kind-Beziehungen im gleichen Haushalt), sondern darüber hinaus werden umfassende intergenerationelle Familienbeziehungen einbezogen. Haushaltsübergreifende Unterstützungen sind in modernen Gesellschaften ein wesentlicher Teil familialer Solidarität.

Zweitens verändern sich familiale Aufgaben und Leistungen im Verlauf des Lebens. Die Betreuung von Kleinkindern ist mit anderen Anforderungen verbunden als der Umgang mit heranwachsenden Kindern oder die Pflege alter Familienmitglieder. Familiale Beziehungen sind dynamisch. Der Umgang mit immer wieder neuen Herausforderungen ist ein zentrales Element familialer Beziehungen.

Drittens sind familiale Beziehungen geschlechtsbezogen geprägt. Auch heute sind Familienarbeiten (Kinderbetreuung, Hausarbeit, Pflege alter Angehöriger) mehrheitlich weibliche Leistungen, auch wenn sich die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen aufgelockert hat. Dazu kommen regionale und soziale Unterschiede. Familiale Beziehungen werden von sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheiten geprägt. In einigen Lebensbereichen – wie Bildungserfolg von Kindern oder wirtschaftlicher Wohlstand von Familien – verstärkt familiale Solidarität soziale Ungleichheiten.¹

Viertens ist bei Diskussionen familialer Leistungen ein klassischer Denkfehler zu vermeiden, nämlich basierend auf Subsidiaritätsideen zwischen familialen und öffentlichen Leistungen unbeschadet von einem Verdrängungseffekt auszugehen, etwa in dem Sinn, dass ein Ausbau professioneller Angebote zur Abnahme familialer Solidarität beitrage. Gerade in modernen Gesellschaften können sich familiale und professionelle Angebote ergänzen. In einigen Lebensbereichen sind öffentliche Angebote sogar eine wichtige Voraussetzung dafür, dass familiale Leistungen überhaupt erbracht werden können.

¹ Vgl. dazu Szydlik 2012.

Familien und familiale Beziehungen im Spannungsfeld von intimer Lebensgemeinschaft und gesellschaftlicher Institution

In allen Gesellschaften weisen Ehe und Familie ein Doppelgesicht auf: Einerseits handelt es sich bei Partner- und Familienbeziehungen um persönliche und intime Beziehungen, deren Stärken auf eine enge persönliche Verbundenheit beruhen. Andererseits sind Ehe und Familie wichtige gesellschaftliche Institutionen, die sozialen und kulturellen Regelungen unterworfen sind, deren Einhaltung teilweise staatlich kontrolliert werden. In vor- und frühindustriellen Gesellschaften waren die institutionellen Vorgaben dominant, etwa wenn nur eine kirchliche Heirat anerkannt wurde oder rechtlich eine innerfamiliale Vorherrschaft des Mannes vorgeschrieben war. In modernen Gesellschaften treten institutionelle Regelungen gegenüber einer privaten Beziehungsgestaltung in den Hintergrund. Ehe und Familie haben sich im Verlaufe der gesellschaftlichen Entwicklung von einer patriarchalen Institution zu einer partnerschaftlichen Emotionsgemeinschaft gewandelt. Im Rahmen des Wandels der Lebens- und Familienformen der letzten Jahrzehnte kam es zusätzlich zu einer stärkeren Verbreitung des Alleinlebens und nichtehelicher Partnerschaften sowie zu einer Erhöhung der Scheidungsraten.² Dennoch sind auch heute – trotz Betonung des privaten Charakters partnerschaftlicher und familialer Beziehungen – institutionelle Regelungen nicht ohne Bedeutung, vor allem, wenn ein soziales Versagen einer Familie wahrgenommen wird. So gilt familiäre Gewalt als Offizialdelikt und erzieherisches Fehlverhalten von Eltern kann sanktioniert werden. Ebenso bestehen im Sozialhilfebereich weiterhin staatliche Vorgaben zur Verwandtenunterstützung. Oft bleiben neue Formen familialer Beziehungsgestaltung in sozialpolitischen und rechtlichen Regelungen unberücksichtigt, weil staatliche Regelungen familialen Wandlungen meistens hinterher hinken (vgl. Kapitel 1 in diesem Band).

Familien – und die erwarteten Leistungen – stehen in einem nie endgültig bereinigten Spannungsfeld zwischen Dimensionen privater persönlicher Beziehungen und Dimensionen einer gesellschaftlichen Institution, die zentrale soziale Aufgaben (wie Kindererziehung, Pflege alter Angehöriger) zu erfüllen hat. In diesem Spannungsfeld lassen sich vereinfacht vier Hauptperspektiven unterscheiden, unter denen sich familiale Leistungen gliedern lassen:

- a) Familie als intime Lebensgemeinschaft, die Wohlbefinden, psychische Gesundheit und emotionaler Ausgleich zum Berufsleben zu verbessern vermag.
- b) Familie und familiale Beziehungen als Ort intergenerationeller Wertevermittlung und bezüglich Kinder zentraler Ort der Primärsozialisierung. Die Erziehung von Kindern gilt auch heute als zentrale Aufgabe von Eltern minderjähriger Kinder.
- c) Familienhaushalte als hauswirtschaftliche Produktions- und Konsumeinheiten. Selbst wenn nicht-familiale Haushalte (Einpersonenhaushalte) häufiger geworden sind, bilden Familienhaushalte (Eltern mit Kindern) weiterhin wichtige sozio-ökonomische Einheiten. Sie erbringen haushaltsproduktive Leistungen (Putzen, Kochen usw.) und beeinflussen Alltags- und Freizeitkonsum sowie Gesundheits- und Pflegeverhältnisse.

² Höpflinger 2012, Peuckert 2012. Zum familialen Wandel aus sozialhistorischer Sicht vgl. Burkhard 2007, Maihofer 2008, Mitterauer, Sieder 1991, Chvojka 2003 (Grosselternschaft).

- d) Familial-verwandtschaftliche Solidarität über die Haushaltsgrenzen hinaus. Angesprochen werden haushaltsübergreifende intergenerationelle Beziehungen und Unterstützungsleistungen, etwa wenn Grosseltern Enkelkinder betreuen.

Die angeführten Perspektiven familialer Beziehungen treten teilweise gleichzeitig auf, teilweise aber auch nachgelagert. Ein Zusammenleben von Eltern mit ihren Kindern beschränkt sich oft – wenn auch nicht immer – auf die Zeit vor dem Erwachsenwerden der Kinder (rechtlich: vollendetes 18. Lebensjahr), wogegen multilokale Solidaritäten (Unterstützung unter Familienmitgliedern, die in unterschiedlichen Haushalten leben) eher in späteren Familienphasen auftreten.

Im Folgenden werden gesellschaftlich erwartete und tatsächlich festgestellte Leistungen von Familien nach unterschiedlichen Perspektiven diskutiert. Dabei wird auch der ökonomische Wert unbezahlter Familienarbeiten und intergenerationeller familialer Solidarität angeführt (selbst wenn eine rein ökonomische Betrachtung familialer Beziehungen klare Grenzen aufweist).

Familien als private und intime Lebensgemeinschaften

Die Vorstellungen der Kernfamilie als intime Lebensgemeinschaft, basierend auf Liebes- und Familienglück, sind eine moderne Entwicklung: „Die moderne Familie beginnt mit der Romantik. Erst damals entstand eine Vorstellung von Liebe, die bis heute im Schlagwort ‚Liebesheirat‘ auf den Punkt gebracht wird. Aus der Liebesheirat gehen Wunschkinder hervor und so entdeckte die Romantik auch die Kindheit als prägende Lebensphase mit eigenem Wert.“³. Eine Flut von Eheratgebern vermittelte Idealvorstellungen ehelicher und familialer Liebe, Geborgenheit und Harmonie. Zeitweise dominierten Idealvorstellungen der Familie als kleine, harmonische Gegenwelt und Bollwerk gegenüber Ausseneinflüssen. Dabei wurden eheliche Harmonie und familiales Glück als zentrale Aufgabe der Ehefrau bzw. Hausmutter definiert.⁴ Romantische Idealvorstellungen zu Partnerschaft und Kernfamilie prägen bis heute unsere Vorstellungen zur Familie, nämlich der Familie als private und intime Lebensgemeinschaft; einem Ort emotionaler Nähe und Wärme, aber auch ein Ort der Erholung von der Arbeitswelt.

In einem gewissen Sinn wurde durch diese Entwicklung die europäische Kernfamilie stark auf intime emotionale Aspekte ausgerichtet: Die Familie wurde als Lebensort definiert, wo immer jemand für einen da ist, wo geholfen und wo zugehört wird; ein Ort der Geborgenheit und Vertrautheit bietet und wo man so sein kann, wie man ist. Auch heute ist die Kernfamilie derjenige Lebensbereich, in der persönliche Emotionen nicht nur toleriert, sondern grundsätzlich erwartet werden. Zusammengelebt oder geheiratet wird aus Liebe und bezüglich Familiengründung lassen sich in den letzten Jahrzehnten eine steigende Bedeutung emotionaler Werte und eine abnehmende Bedeutung ökonomischer Nutzenfunktionen von Kindern feststellen.⁵ Dabei wird auch die Beziehung zwischen Eltern und Kindern durch die Norm der Liebe geprägt (Eltern müssen ihre Kinder lieben, auch wenn sie nerven). In diesem Sinne erfahren Kleinkinder idealerweise nicht nur eine ausgeprägte Geborgenheit, die ihre spätere psychische Entwicklung positiv beeinflusst, sondern im Rahmen familialer Beziehungen können Sozialisierung (im Sinne einer sozialen Integration in gesellschaftliche Werte und Leistungsnormen) und Individualisierung (im Sinne der Entwicklung einer individuellen

³ Binotto 2008: 96.

⁴ Mahlmann 1991.

⁵ Trommsdorff 2006.

Persönlichkeit und Ich-Identität) gleichzeitig gefördert werden. Das „prosoziale Verhalten von Jugendlichen ist umso höher, je besser die emotionale und kognitive Qualität der Eltern-Kind-Interaktion und der Elternbeziehung ist“⁶

Wegen der vermuteten bzw. erwarteten emotionalen Qualität haben Partnerbeziehung und Familiengründung – jenseits aller spezifischen Formen – auch für junge Menschen eine hohe Lebenspriorität. Dabei wird zunehmend auch von Männern familiäre Emotionalität verlangt, selbst wenn diesbezüglich weiterhin geschlechtsspezifische Unterschiede verbleiben. Der öffentliche Raum (Politik, Wirtschaft) wurde hingegen einer teilweisen Ent-Emotionalisierung unterworfen. Während Liebe und gegenseitiges Verständnis das Idealbild der Kernfamilie prägen, wird die Arbeitswelt eher durch Sachlichkeitsnormen (bzw. Sachlichkeitsillusionen) bestimmt. Die Wohlstandsentwicklung der letzten Jahrzehnte hat die Wahrnehmung von Familien als intime Lebensgemeinschaften weiter gestärkt und die emotionale Zerteilung der Gesellschaft (Intimität und Emotionalität im familialen Rahmen, Sachlichkeit und Rationalität im beruflichen Bereich) tendenziell weiter gestärkt.

Es ist offensichtlich, dass die emotionale Aufrüstung des Familienlebens auch ihre Kehrseiten aufweist. Zum einen können neben positiven auch negative Gefühlsäußerungen zum Vorschein treten und familiäre Beziehungen sind teilweise durch einengende Bindungen und durch psychische und physische Gewalt gekennzeichnet. Zum anderen müssen Zusammenhalt und Verbundenheit ständig gepflegt werden. Liebe und gegenseitiges Vertrauen müssen immer neu geschaffen werden und wie die hohen Scheidungsraten zeigen misslingt dies häufig. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit besteht nicht selten eine Kluft.

Familien als Orte der Primärsozialisierung und intergenerationeller Chancenvermittlung

In modernen Kleinfamilien sind die Eltern die ersten und während längerer Zeit zentralen Bezugspersonen von Kindern. Bindungstheoretische Ansätze gehen davon aus, dass Eltern-Kind-Beziehungen eine besondere Bedeutung für die Identitätsentwicklung von Menschen zukommt. Wichtig sind vor allem drei Qualitätsmerkmale elterlichen Verhaltens: Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit und Reziprozität (im Sinne wechselseitiger Verbundenheit und Unterstützung).⁷ Die Art und Weise der Eltern-Kind-Beziehung wie auch des elterlichen Bindungs- und Erziehungsverhaltens wirken sich nachhaltig auf die persönliche Identität junger Menschen sowie das gesundheitliche Befinden der nachkommenden Generation aus.⁸ Bindungsstile können von einer Familiengeneration zur anderen Familiengeneration weitervermittelt werden. So sind die Bindungsmuster der Grosselterngeneration mit demjenigen ihrer erwachsenen Kinder assoziiert und diese stehen wiederum in bedeutsamem Zusammenhang mit jenem ihrer jugendlichen Kinder.⁹

Die Wichtigkeit der Eltern-Kind-Beziehung bedeutet nicht, dass Kinder mit ausserfamilialen Betreuungsformen generell schlechtere Persönlichkeits- und Kompetenzentwicklungen aufweisen würden. Es zeigt sich eher, dass eine (Mit)-Betreuung ausserhalb der Kernfamilie die kindliche Kompetenzentwicklung zusätzlich zu fördern vermag, beispielsweise hinsichtlich sozialer und emotionaler Kompetenzen. Familiäre und familienexterne Betreuungsformen wirken eher komplementär als dass sie sich gegenseitig konkurrieren.

⁶ Schultheis et al. 2008: 74.

⁷ Grossmann et al. 2012.

⁸ World Health Organization 2012.

⁹ Perrig-Chiello et al. 2005.

Heutige Eltern haben insgesamt an Sozialisationsinflüssen (bzw. „Erziehungsmonopol“) eingebüsst, weil andere Sozialisationsinstanzen – wie Schule, Medien, Gleichaltrige – enorm an Bedeutung gewonnen haben. Moderne Eltern sind heute eher zentrale Bezugspersonen zur Moderation vielfältiger Ausseneinflüsse als eigentliche ‚Erzieher‘ im klassischen Sinne. Dennoch verbleiben elterliche Erziehungspraktiken bedeutsam für die psychische, soziale und kulturelle Entwicklung von Kindern. Dies beinhaltet nicht nur die Art und Weise wie Eltern ihre Kinder betreuen, belohnen bzw. bestrafen und emotional mit ihnen verbunden sind, sondern zentral ist auch die Teilnahme der Eltern am Alltag der Kinder, die Unterstützung der Aktivitäten der Kinder sowie die Förderung ihrer sozialen und kulturellen Kompetenzen. Damit assoziiert sind ausbildungsbezogene Werthaltungen und Bildungsaspirationen und eines der „bestbelegten Ergebnisse der soziologischen Forschung sind die historisch dauerhaften, starken Zusammenhänge zwischen der Klassenlage und dem sozialen Status der Herkunftsfamilie auf der einen und den von den Kindern erreichten Statuspositionen und Klassenlagen auf der anderen Seite.“¹⁰ Der Schweizerische Kinder- und Jugendsurvey COCON bestätigt, dass der Bildungsabschluss der Eltern die Schulleistungen der Kinder direkt wie indirekt beeinflusst. Kinder erzielen umso bessere Schulleistungen, je gebildeter die Eltern sind, etwa durch eine Förderung kognitiver Grundfähigkeiten, schulrelevantem Vorwissen oder die Betonung der Bedeutung schulischer Leistungen.¹¹ Die Unterstützung der Eltern endet längst nicht beim Schulentscheid, sondern engagierte Eltern fördern ihre Kinder auch in späteren Phasen des Heranwachsens, bei der Berufswahl, Partnerwahl und Familiengründung.

In modernen Leistungsgesellschaften kommt vor allem der intergenerativen Bildungsvermittlung eine zentrale Bedeutung zu, während die familiäre Vermittlung politischer und religiöser Werthaltungen im Vergleich zu früheren Zeiten stärker in den Hintergrund gerückt ist: „Wenn Eltern grossen Wert auf Bildung legen und ihre Kinder von früh auf intensiv fördern, führt dies zu lebenslangen Vorteilen dieser Kinder. Umgekehrt sind Kinder aus bildungsfernen Familien mit geringen Bildungsaspirationen lebenslang im Nachteil. Damit führen ungleiche Lebensverhältnisse und Erziehungsstile von Eltern zu ungleicher Lebensqualität und Voraussetzungen in der Kindergeneration – die entsprechende Grundlagen für lebenslange Ungleichheit darstellen.“¹² Bildungspolitisch bedeutsam ist die Feststellung, dass eine frühe schulische Selektion die Chancen einer intergenerationellen Loslösung reduziert und zum Zweck einer grösseren Chancengleichheit von Kindern aus bildungsfernen Familien sollte die Trennung der Kinder in unterschiedlichen Leistungsklassen möglichst spät erfolgen.¹³

Familiäre Beziehungen und psychisch-soziale Gesundheit – eine Wechselbeziehung

Feste partnerschaftliche und familiäre Beziehungen integrieren und wirken sich positiv auf die psychische Befindlichkeit und Gesundheit ihrer Mitglieder aus. Ursprünglich wurde davon ausgegangen, dass sich die positiven Wirkungen auf traditionelle Ehe- und Familienformen beschränken. Inzwischen lässt sich feststellen, dass nicht die formelle Form, sondern die Beziehungsqualität entscheidend ist. So wurde in einer deutschen Längsschnittanalyse beobachtet, dass Kinder in traditionellen Ehen nicht generell gesünder sind als Kinder in anderen Familienformen.¹⁴

¹⁰ Diewald et al. 2004: 104.

¹¹ Buchmann et al. 2010.

¹² Szydlik 2012: 61

¹³ Riphahn et al. 2007.

¹⁴ Brockmann 2012.

Insgesamt wirken sich enge partnerschaftliche und familiäre Beziehungen sozial, psychisch und gesundheitlich positiv aus. Dabei gilt, dass gute Beziehungen und soziale Unterstützung durch einen Partner, eine Partnerin, aber auch durch Eltern oder andere Familienmitglieder sowohl zu reduzierten Erkrankungsrisiken als auch zu erhöhten Wiedergesundungschancen nach einer Erkrankung beitragen (salutorischer Effekt sozialer Beziehungen). Entsprechend ergeben sich in europäischen Ländern durchgehend positive Assoziationen zwischen selbst eingestufte Gesundheit und wahrgenommener Qualität der sozialen Netzwerke.¹⁵ Enge familiäre Beziehungen reduzieren in allen europäischen Ländern namentlich depressive Gefühle und zwar bei Frauen und Männer gleichermaßen.¹⁶ Da soziale Netzwerke von Frauen und Männer variieren, können sich dennoch geschlechtsbezogene Unterschiede ergeben, wie in einer Analyse schweizerischer Daten deutlich wurde: „Männer erhalten unabhängig von Alter, Schulbildung etc. weniger Unterstützung als Frauen. Wer als Mann alleine wohnt, dessen Risiko, wenig Unterstützung zu erhalten, ist besonders hoch, was bei alleine wohnenden Frauen nicht der Fall ist.“¹⁷

Statistisch bedeutsame Unterschiede von Sterbe- und Krankheitsraten je nach Familienstand sind seit Jahrzehnten feststellbar, zumeist in der Richtung, dass Personen in einer festen Partnerbeziehung gesünder sind als alleinlebende, geschiedene oder verwitwete Personen. Mütter und auch Väter können aufgrund der Verantwortung für Kinder risikomindernde und gesundheitsfördernde Lebensweisen wählen (wie Verzicht auf risikoreiche Freizeitaktivitäten, ausgewogene Ernährung u.a.m.).¹⁸ Auf der anderen Seite kann namentlich die Betreuung einer grossen Kinderzahl als körperlich und psychisch erschöpfend erfahren werden. Familiengründung und Kindererziehung sind für spezifische Frauengruppen mit erhöhten Gesundheitsrisiken verbunden. Als besonders belastend wird eine alleinige Verantwortung für (Klein)-Kinder erlebt, vor allem bei gleichzeitig schwieriger wirtschaftlicher Lage. Entsprechend weisen allein erziehende Mütter eine höhere Beschwerdelast auf als Mütter, die mit einem Partner zusammenleben. Dabei treten gesundheitliche Beeinträchtigungen bei allein erziehenden Müttern vor allem auf, wenn ihre finanzielle Situation prekär ist. Neben einer alleinigen Verantwortung für Haus- und Familienarbeit stellen vor allem ein geringes Einkommen und geringe Schulbildung signifikante Risikofaktoren für die psychische und körperliche Gesundheit von Müttern dar.¹⁹ Zumeist ist es nicht die soziale Situation des Alleinerziehens an sich, die sich gesundheitlich negativ auswirkt, sondern die mit dieser sozialen Situation verbundenen wirtschaftlichen und beruflichen Belastungen.

Als gesundheitlich belastend erfahren wird häufig auch die Pflege von Angehörigen und eine pflegerische Belastung kann die Gesundheit pflegender Familienmitglieder beeinträchtigen. Eine schweizerische Erhebung ergab, dass pflegende Angehörige häufiger über körperliche Beschwerden (wie rheumatische Beschwerden, Kopfschmerzen bzw. Migränen, Bluthochdruck, Herzbeschwerden) klagen als die gleichaltrige Vergleichsbevölkerung. Sie konsumieren zudem häufiger Schlaf- und Beruhigungsmittel sowie Antidepressiva.²⁰ Im Einzelnen ist die Pflegebelastung allerdings abhängig von vielen Einzelfaktoren, wie Grad und Art der Pflegebedürftigkeit des Angehörigen, Dauer der Pflegesituation, Gesundheit vor Beginn der Pflege und Ausmass an sozialer Unterstützung. Da Partnerinnen und Töchter demographisch und rollenbezogen bedingt häufiger familiäre Pflegeaufgaben übernehmen als

¹⁵ Deindl et al. 2013; Sirven et al. 2012.

¹⁶ Moor et al. 2012.

¹⁷ Bachmann 2014: 3.

¹⁸ Rendall et al. 2011.

¹⁹ Helfferich et al. 2003, Sperlich et al. 2011.

²⁰ Perrig-Chiello, Höpflinger 2012: 153-156.

Partner oder Söhne, sind sie häufiger sogenannte „versteckte Patienten“ (hidden patients“).²¹ Dazu kommt, dass weibliche Pflegende – bedingt durch ihre intensivere Pflegeverantwortung – mehr gesundheitliche und psychische Probleme anführen als männliche Pflegende. Dies bestätigte sich auch in der Schweizer Erhebung pflegender Angehöriger: „Frauen (sowohl Partnerinnen als auch Töchter) weisen eine höhere Beschwerdelast auf als Männer. Am wenigsten belastet scheinen die pflegenden Partner zu sein.“²²

Die Interpretation festgestellter Unterschiede der Lebenserwartung und des gesundheitlichen Befindens nach Familienstand oder Lebensform ist somit alles andere als eindeutig, da es sich um wechselseitige Beziehungen handeln kann. Denkbar sind sowohl Einflüsse gesundheitlicher Faktoren auf die Wahl einer Lebensform als auch Effekte der Lebensform auf das gesundheitliche Verhalten.²³ Zumindest in einigen Studien wurde sichtbar, dass soziale Unterstützung durch andere Bezugspersonen (Freunde) ebenso bedeutsam sein kann wie familiäre Unterstützung.²⁴ In anderen Worten: Für Wohlbefinden und Gesundheit entscheidend sind primär Stärke und Qualität sozialer Netzwerke und weniger ob es sich dabei um (biologische) Angehörige handelt. Gerade in modernen urbanen Gesellschaften dürfte ein Gleichgewicht zwischen familialen und nicht-familialen Beziehungen optimal sein, auch weil zu enge Familienbeziehungen als einschränkend erlebt werden. Moderne Familien sind emotional und sozial leistungsfähiger, wenn familiäre Beziehungen durch ausserfamiliäre Beziehungen ergänzt werden.

Familien als hauswirtschaftliche Produktionseinheiten

Familien sind auch in modernen Gesellschaften zentrale Produktions- und Konsumeinheiten, in denen bedeutsame wirtschaftliche Leistungen (Hausarbeit, Erziehung, Unterstützung usw.) geleistet werden und in denen wichtige wirtschaftliche Entscheidungen zu Alltags- und Freizeitkonsum getroffen werden. Obwohl auch in Nicht-Familien-Haushalten hauswirtschaftliche Leistungen (Kochen, Putzen, Waschen usw.) erbracht werden, erhöht sich der Zeitaufwand für unbezahlte Haus- und Familienarbeiten beträchtlich, wenn (Klein)-Kinder zu versorgen sind (vgl. Tabelle 1).

Da Erziehungs- und Hausarbeiten geschlechtsspezifischen Rollenzuordnungen unterliegen, leisten vor allem Frauen bzw. Mütter den überwiegenden Teil der unbezahlten Haus- und Erziehungsleistungen. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Beteiligung der Männer an der Haus- und Familienarbeit leicht erhöht, von durchschnittlich 5 bis 6 Wochenstunden in den Jahren 1979/80²⁵ auf durchschnittlich 17 Wochenstunden im Jahr 2013. Ein verstärktes männliches Engagement zeigt sich vor allem bei Familien mit Kleinkindern. Der angeführte wöchentliche Zeitaufwand der Väter von Kleinkindern erhöhte sich zwischen 1979/80 und 2013 von 7 bis 8 Stunden auf 31 Stunden. Heutige Väter sind namentlich in der Kinderbetreuung stärker engagiert als frühere Vätergenerationen. Dennoch übernimmt nach dem Familien- und Generationensurvey 2013 in Paarhaushaltungen mit Kindern zwischen 0-12 Jahren weiterhin in 68% der Fälle die Mutter die hauptsächliche Verantwortung für die Kinderbetreuung. Eine ähnliche Ungleichverteilung zeigt sich bei der Verteilung der Hausarbeit, wo die Frauen ebenfalls in den meisten Familien die Hauptverantwortung

²¹ Deufert 2013.

²² Perrig-Chiello, Höpflinger 2012: 154.

²³ Rapp 2011.

²⁴ Guilley et al. 2005, McLaughlin, Horwitz et al. 2002).

²⁵ Bundesamt für Statistik 1981.

übernehmen (müssen). Eine egalitäre Rollenverteilung ergibt sich nur, wenn Vater und Mutter beruflich in etwa gleich intensiv engagiert sind.²⁶

Tabelle 1:

Durchschnittlicher Zeitaufwand für Haus- und Familienarbeit in Stunden pro Woche 1997 und 2013

	Frauen		Männer	
	1997	2013	1997	2013
Total (Bevölkerung 15+):	32	28	16	17
Alleinlebend	22	19	16	16
Mit Partner/in (2-Personen-Haushalt)	28	23	15	15
Mit Partner/in: jüngstes Kind 0-6 J.	58	56	24	31
Mit Partner/in: jüngstes Kind 7-14 J.	43	45	18	24
Mit Partner/in: älteres Kind/andere P.	36	30	15	15
Alleinerziehend: jüngstes Kind 0-6 J.	55	54	-	-
Alleinerziehend: jüngstes Kind 7-14 J.	43	42	-	35
Bei Eltern lebende Töchter/Söhne (15-24 J.)	13	14	8	11

-: zu wenig Fälle für zuverlässige Aussage

Quelle: Schweizerische Arbeitskräfte-Erhebungen 1997 und 2013 (Modul unbezahlte Arbeit).

Das Zeitvolumen und der monetäre Wert unbezahlter Arbeiten (zu über 60% von Frauen geleistet) sind enorm (vgl. Tabelle 2). Insgesamt wird der monetäre Wert unbezahlter Arbeiten auf gut 401 Mrd. Franken pro Jahr geschätzt. Auch wenn davon nicht alles auf Familienhaushalte entfällt (und auch Einzelpersonen umfangreiche Engagements pflegen, etwa in der Freiwilligenarbeit), sind und bleiben Familienhaushalte zentrale Säulen moderner Dienstleistungsgesellschaften. So liegt der berechnete Wert elterlicher (und teilweise auch grosselterlicher) Kinderbetreuung bei gut 91 Mrd. Franken. Innerhalb von Haushalten werden zusätzlich Pflege und Betreuungsleistungen zugunsten alter Menschen im Wert von 2.4 Mrd. Franken erbracht. Dazu kommen zusätzlich gut 1 Mrd. Franken für die unbezahlte Pflege von Verwandten und Bekannten aus anderen Haushalten. Der gesamte Geldwert unbezahlter Betreuung und Pflege erwachsener Personen im eigenen oder fremden Haushalt übertrifft die Kosten der professionellen Dienste bei weitem.²⁷

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der unbezahlten Haus-, Familien- und Freiwilligenarbeit bezogen auf die gesamte Bruttowertschöpfung der Schweiz (bezahlte und unbezahlte Arbeiten eingerechnet) lässt sich für 2013 auf gut 41% einschätzen. Ein ähnlicher Wert (40%) wurde schon für 1980 berechnet.²⁸ Dies weist darauf hin, dass die volkswirtschaftliche Bedeutung der Haus- und Familienproduktion in den letzten Jahrzehnten in etwa konstant blieb (und keine abnehmende Tendenz aufweist).

²⁶ Bundesamt für Statistik 2015.

²⁷ Höpflinger et al. 2011: 79.

²⁸ Schellenbauer, Merk 1994: 115.

Tabelle 2

Zeitvolumen und monetärer Wert unbezahlter Arbeiten 2013

	Zeitvolumen in Mio. Stunden pro Jahr	%-Anteil Frauenarbeit	Monetärer Wert in Mrd. Fr. *
Total unbezahlte Arbeit	8720	62%	400.9
davon:			
-Hausarbeiten	6565	62%	266.8
-Kinder betreuen/begleiten	1447	62%	90.7
-Pflege/Betreuung erwach. Pers.+	42	76%	2.4
-Freiwilligenarbeit	665	55%	41.0

+ Pflege, Betreuung erwachsener Personen innerhalb des Haushalts.

*Marktkostenmethode auf der Basis durchschnittlicher Arbeitskosten pro geleistete Arbeitsstunde in Franken nach ausgewählten Äquivalenzgruppen.

Quelle: Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE) (Modul unbezahlte Arbeit)

Familial-verwandtschaftliche Solidarität - multilokal

Ein wesentlicher, oft wenig beachteter Teil familial-verwandtschaftlicher Solidarität (Hilfe, Betreuung, finanzielle Unterstützung) verläuft in modernen Gesellschaften zwischen unabhängigen Familienhaushalten; sei es, dass Grosseltern ihre Enkelkinder betreuen oder Töchter und Söhne hilfe- und pflegebedürftige alte Elternteile unterstützen. Das zugrundeliegende zentrale Prinzip ist ‚Intimität auf Abstand‘: Gegenseitige Hilfe und Unterstützung zwischen Familienmitgliedern, die selbständig leben und haushalten (Fachbegriff: multilokale Mehrgenerationenfamilien). Die haushaltsübergreifende intergenerationelle Solidarität verläuft in beide Richtungen, von älteren Familienmitgliedern zugunsten junger Familien (Enkelkindbetreuung, finanzielle Hilfe) wie auch von jüngeren Familienmitgliedern zu älteren Verwandten (Hilfe- und Pflegeleistungen im Alter). Nach dem Familien- und Generationensurvey 2013 leisten 29% der Grossmütter und 15% der Grossväter mit vorschulpflichtigen Enkelkindern regelmässige Betreuungsaufgaben. Dadurch pflegen sie einerseits enge Kontakte zu der jüngsten Generation und andererseits entlasten sie ihre erwachsenen Kinder in einer kritischen Familienphase.²⁹ Häufig sind auch finanzielle Unterstützungen (Geschenke, Darlehen) älterer Eltern zugunsten erwachsener Kinder.³⁰ Auf der Gegenseite unterstützen erwachsene Töchter und zunehmend auch Söhne alt gewordene Eltern, sei es durch konkrete hauswirtschaftliche und administrative Hilfeleistungen, sei es durch eigentliche Pflegeleistungen.³¹

Die These, dass getrenntes Haushalten zwischen alten Eltern und ihren erwachsenen Kindern und der Ausbau sozialstaatlicher Sicherungssysteme zu einer Verringerung der Solidarität zwischen jüngeren und älteren Familienmitgliedern geführt hat, gilt heute als widerlegt. Ein ausgebauter Wohlfahrtsstaat – mit sozialer Absicherung älterer Menschen und junger Familien – trägt eher dazu bei, dass generationenübergreifende Hilfeleistungen – von Jung zu Alt und von Alt zu Jung – tendenziell häufiger werden, während familiäre Pflegeleistungen seltener werden, da sie häufiger von professionellen Diensten übernommen werden. Ein Ausbau

²⁹ Igel 2011.

³⁰ Deindl 2011.

³¹ Brandt 2009, Haberkern 2009.

sozialstaatlicher Angebote reduziert die Solidarität zwischen Familiengenerationen nicht, sondern führt zu einer verstärkten Spezialisierung dieser Austauschbeziehungen (Pflege durch Fachpersonen, Hilfe durch Angehörige).³²

Bei der Beurteilung haushaltsübergreifender intergenerationeller Hilfe und Solidarität sind allerdings drei Beobachtungen zentral:

Erstens liegt die Bedeutung der intergenerationellen Solidarität - mit Ausnahme der Hilfe für pflegebedürftige Angehörige - nicht in der Bewältigung des Alltagslebens. Die Verwandtschaft hat primär die Aufgabe eines flexiblen Hilfspotentials, welches in speziellen Situationen (Familiengründung, Krisen, Krankheiten, Behinderungen) mobilisiert wird. Im normalen Alltag tritt die Verwandtschaft stärker in den Hintergrund, da jede Generation ihr Alltagsleben weitgehend selbständig zu organisieren versucht. Der normale Alltag vermittelt deshalb wenig Auskunft über das Hilfspotential in Krisenzeiten.

Zweitens sind - wie in anderen Aspekten des Familienlebens - die Frauen die Hauptträgerinnen verwandtschaftlicher Hilfe. Es sind vorwiegend weibliche Angehörige, welche verwandtschaftliche Beziehungen pflegen und tragen. Entsprechend sind die Kontakte zur Familie der Ehefrau meist enger als zur Familie des Ehemannes und bei der Pflege betagter Elternteile sind Töchter bzw. Schwiegertöchter weitaus aktiver als Söhne bzw. Schwiegersöhne. Ebenso sind Grossmütter stärker bei der Enkelkindbetreuung engagiert als Grossväter. Familiäre Verpflichtungsnormen, aber auch ‚Cash-for-Care‘-Zahlungen beeinflussen Töchter stärker als Söhne und verstärken die ungleiche Geschlechterverteilung intergenerationeller Betreuungs- und Pflegeaufgaben.³³

Drittens ergeben sich heute Beschränkungen und Lücken der familialen Generationensolidarität weniger, weil Angehörige nicht mehr zu Hilfeleistungen bereit wären, sondern primär, weil heute weniger Angehörige zur Verfügung stehen. Aufgrund der demographischen Entwicklung erhöht sich etwa die Gefahr, dass die Verantwortung für die Pflege betagter Eltern auf eine Person (das einzige Kind dieser Eltern) fällt. Zunehmend zeigt sich deshalb heute ein zweiter beruflich-familialer Vereinbarkeitskonflikt bei Frauen (erwerbstätig zu sein und für pflegebedürftige alte Eltern verantwortlich zu sein).³⁴

Abschlussdiskussion und Folgerungen

Familiale Beziehungen – innerhalb oder ausserhalb eines Haushalts – haben auch in heutigen Gesellschaften enorme integrative und produktive Wirkungen und führen mehrheitlich zu einer Stärkung des Wohlbefindens und psychischer Gesundheit (allerdings mit der Nebenwirkung, dass Ungleichheiten familialer Strukturen soziale Ungleichheiten verstärken). Zudem ist in komplexen und individualistisch orientierten Leistungsgesellschaften ein zentrales Prinzip zu beachten: Familien (und namentlich Familien mit Kleinkindern oder pflegebedürftigen Mitgliedern) können ihre Stärken nur ausspielen, wenn sie durch sozialpolitische Strukturen und professionelle Angebote unterstützt werden, etwa durch familienergänzende Formen der Kleinkinderbetreuung, professionelle Angebote bei Erkrankungen und Pflegebedürftigkeit oder finanzielle Unterstützung in wirtschaftlich schwierigen Familiensituationen. Frauen und zunehmend auch Männer können Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit nur bewältigen, wenn familienergänzende Unterstützungsformen vorhanden sind. Eine familiäre Pflege alter Eltern

³² Haberkern et al. 2012.

³³ Schmid 2014.

³⁴ Von Holten et al. 2014.

ist nur möglich, wenn Familien durch professionelle Angebote unterstützt und entlastet werden. Familiäre Konflikte (inkl. Gewaltakte) können in manchen Fällen nur entschärft werden, wenn entsprechende Beratungsangebote bestehen und überforderte Eltern nicht allein gelassen werden. Arbeitslosigkeit oder finanzielle Probleme nach einer Scheidung führen nur dann nicht zu einer langfristigen Verarmung, wenn entsprechende sozialpolitische Absicherungsformen bestehen und nur wenn sozial- und bildungspolitische Strukturen mithelfen, dass sich Prekarität und Armut von Eltern nicht auf die Kindergeneration auswirken, lassen sich langfristige Armutsprobleme verhindern. In modernen Leistungsgesellschaften sind emotionale, erzieherische und haushaltsbezogene familiäre Leistungen nur im Rahmen einer umfassenden Sozialpolitik sicher zu stellen.

Literaturhinweise

- Bachmann, Nicole* Soziale Ressourcen als Gesundheitsschutz. Obsan Bulletin 1/2014, Schweizerisches Gesundheitsobservatorium, Neuchâtel 2014.
- Binotto, Thomas* Philosophische Fragmente zu 250 Jahren in Familien. In: Schweizerisches Landesmuseum (Hrsg.) Familien. Alles bleibt, wie es nie war, Zürich 2008, S. 96-101.
- Brandt, Martina* Hilfe zwischen Generationen. Ein europäischer Vergleich, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2009
- Brockmann, Hilke* Ungesunde Verhältnisse? Eine Längsschnittanalyse zur Gesundheit von Kindern in zusammen- und getrenntlebenden Familien, SOEP-Papers on Multidisciplinary Panel Data Research, No. 503, Berlin 2012.
- Buchmann, Marlis, Kriesi, Irene* Schuleintritt und Schulleistungen im mittleren Primarschulalter, Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 36,2, 2010, S. 325-344.
- Bundesamt für Statistik* Zeitverwendung in der Schweiz. Bericht der GVF, Bern 1981.
- Bundesamt für Statistik* Erhebung zu Familien und Generationen 2013, Neuchâtel 2015.
- Burkhard, Fuchs* Zur Geschichte der Familie. In: Jutta Ecarius (Hrsg.) Handbuch Familie, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2007, S. 17-35.
- Chvojka, Erhard* Geschichte der Großelternrollen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, Böhlau Verlag, Wien/Köln 2003.
- Deindl, Christian* Finanzielle Transfers zwischen Generationen in Europa, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2011.
- Deindl, Christian; Hank, Karsten; Brandt, Martina* Social networks and self-rated health in later life. In Alex Börsch-Supan, Martina Brandt, Howard Litwin, Guglielmo Weber (eds) Active Ageing and Solidarity between Generations in Europe. First Results from SHARE after the Economic Crisis, De Gruyter: Berlin/Boston 2013, S. 301-309.
- Deufert, Daniela* Genderaspekte in der Angehörigenpflege, Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 46, 2013, S. 520-525.
- Diewald, Martin; Schupp, Jürgen* (2004) Soziale Herkunft, Beziehung zu den Eltern und das kulturelle und soziale Kapital von Jugendlichen. In: Marc Szydlik (Hrsg.) Generation und Ungleichheit, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, S. 104-127.
- Grossmann, Klaus, Grossmann, Karin* Bindungen - Das Gefüge psychischer Sicherheit, Klett-Cotta. Stuttgart 2012
- Guilley, Edith; Pin, Stephanie, et al.* Association between social relationships and survival of Swiss octogenarians. A five-year prospective, population-based study, Aging Clinical and Experimental Research 17, 5, 2005: S. 419-425.
- Haberkern, Klaus* Pflege in Europa. Familie und Wohlfahrtsstaat, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2009.
- Haberkern, Klaus; Schmid, Tina; Neuberger, Franz; Grignon, Michel* The role of the elderly as providers and recipients of care, in: OECD, The Future of Families to 2030, OECD Publishing, Paris 2012: 189-257.

- Helfferrich Cornelia; Hendel-Kramer, Anneliese.; Klindworth, Heike* Gesundheit alleinerziehender Mutter und Väter. Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Robert Koch-Institut, Berlin 2003.
- Höpflinger, François* Ehe und Familie – von einer patriarchalen Institution zur partnerschaftlichen Emotionsgemeinschaft. In: Pasqualina Perrig-Chiello, François Höpflinger, Christof Kübler, Andreas Spillmann, Familienglück – was ist das? Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2012, S. 41-64.
- Höpflinger, François; Bayer-Oglesby, Lucy; Zumbrunn, Andrea* Pflegebedürftigkeit und Langzeitpflege im Alter. Aktualisierte Szenarien für die Schweiz, Bern: Huber: Bern 2011.
- Igel, Corinne* Großeltern in Europa. Generationensolidarität im Wohlfahrtsstaat, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2011.
- Mahlmann, Regina* Psychologisierung des 'Alltagsbewusstseins'. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe, Opladen: Westdeutscher Verlag, Opladen 1991.
- Maihofer, Andrea* Zum aktuellen Wandel der Familie. In: Schweizerisches Landesmuseum (Hrsg.) Familien. Alles bleibt, wie es nie war, Zürich 2008, S. 140-150.
- McLaughlin, Julie, Horwitz, Alan V; Raskin White, Helene* The differential importance of friend, relative and partner relationships for the mental health of young adults. In Judith A. Levy, Bernice A. Pescosolido (eds.) Social networks and health advances in medical sociology, Vol. 8, Emerald Group Publ. Bingley 2002: S. 223-246.
- Mitterauer, Michael; Sieder, Rolf* Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München: Beck, München 1991.
- Moor, Nienke, Komter, Aafke* Family ties and depressive mood in Eastern and Western Europe, Demographic Research 27, 2012, S. 201-232.
- Perrig-Chiello, Pasqualina; Höpflinger, François* (2005) Aging parents and their middle-aged children: demographic and psychosocial challenges, European Journal of Ageing, 2, 2005, S. 183-191.
- Perrig-Chiello, Pasqualina; Höpflinger, François* Pflegende Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege, Bern: Huber, Bern 2012.
- Peuckert, Rüdiger* Familienformen im sozialen Wandel, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2012.
- Rapp, Ingmar* Marital status differences in mortality in later life. The significance of health related behaviour, Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Online-Version 26.05.2011 (DOI: 10.4232/10.CPoS-2011-03en).
- Rendall, Michael S.; Weden, Margaret M.; Favreault, Melissa M.; Waldron, Hilary* The protective effect of marriage for survival: A review and update, Demography 38, 2011, S. 481-506.
- Riphan, Regina T., Bauer, Philipp* Intergenerationelle Bildungs- und Einkommensmobilität in der Schweiz – ein Vergleich zwischen Schweizern und Migranten, Die Volkswirtschaft 80/7, 2007, S. 18-21.
- Schellenbauer, Patrik; Merk, Sabino* Die monetäre Bewertung der Haushalts-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit, BIGA, Bern 1994.
- Schmid, Tina* (2014) Generation, Geschlecht und Wohlfahrtsstaat. Intergenerationelle Unterstützung in Europa, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2014.
- Schultheis, Franz; Perrig-Chiello, Pasqualina; Egger, Stephan* (Hrsg.) Kindheit und Jugend in der Schweiz. Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms „Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel“, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2008.
- Sirven, Nicolas; Debrand, Thierry* Social capital and health of older Europeans: causal pathways and health inequalities, Social Science and Medicine 75, 2012, S. 1288-1295.

- Sperlich, Stefanie, Arnhold-Kerri, Sonja, Geyer, Siegfried* Soziale Lebenssituation und Gesundheit von Müttern in Deutschland, Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 54, 2011, S. 735-744.
- Szydlík, Marc* Von der Wiege bis zur Bahre: Generationentransfers und Ungleichheit. In: Felix Bühlmann, Celine Schmid Botkine (Hrsg.) Sozialbericht 2012: Fokus Generationen, Zürich: Seismo, Zürich 2012, S. 58-71.
- Trommsdorff, Gisela* Cultural values regarding children and family: The cultural meaning of parent-child relationships. In: Jürgen Straub, Doris Weidemann, Carlos Kölbl, Barbara Zielke (eds.) Pursuit of meaning. Advances in cultural and cross-cultural psychology, Bielefeld: Transcript Verlag Bielefeld 2006, S. 465-549.
- Von Holten, Karin; Sax, Anna; Bischofberger, Iren* Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Angehörigenpflege als Erfolgsfaktor für die Wirtschaft? Die Volkswirtschaft 3, 2014: 43-45.
- World Health Organization* Social determinants of health and well-being among young people, WHO Kopenhagen 2012.